



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Neue Bücher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Neue Bücher



urz vor dem achtzigsten Geburtstage, den die „Grenzboten“ jüngst feiern halfen, hat Paul Heyse einen Band neuer Novellen unter dem Titel: „Selbdunkles Leben“ (Stuttgart, Cotta) herausgegeben, sämtlich Stücke aus den Jahren 1907 und 1908. Seit den vor sieben Jahren erschienenen „Moralischen Unmöglichkeiten“ ist es der feinste und einheitlichste Prosaband, den Heyse veröffentlicht hat. Der reine und sorgsam getönte Stil dieser Erzählungskunst gilt immer wieder ungewöhnlichen Menschen, im eigentlichen Sinn interessanten Konflikten; und immer wieder ergibt die Erzählung Bilder von farbigem Reiz, unter denen wohl das der in Deutschland halb fremden Italienerin, die ihr Roß sattelt und dem im stillen Geliebten nachreitet, in der Novelle „Rita“ das schönste ist. Es sind die alten, Böcklinschem Farbenzauber vergleichbaren Mischungen der Palette, mit denen der jetzt Achtzigjährige vor Jahrzehnten zu wirken wußte und immer noch zu wirken weiß, wenn er in dem einfachen Ton, den er so liebt, seine Geschehnisse hinerzählt. Wenn in dem eben veröffentlichten zweiten Bande von Theodor Fontanes Briefen an Freunde von dem fremden Blutstropfen die Rede ist, der Heyse gelegentlich das Konzept verderbe, so gilt das vielleicht für eine Reihe novellistischer Stücke aus früheren Jahren („Kleopatra“, „Fedja“, „Medea“), keineswegs aber von Gaben wie diesen jüngsten einer immer noch nicht gealterten und veralteten Kunst. So erfreuliche Blüten der deutsche Roman in den letzten Jahrzehnten getrieben hat — novellistische Erzähler von der Einheitlichkeit und, was wohl anzumerken ist, der künstlerischen Abkürzung Paul Heyses hat uns das jüngere Geschlecht noch nicht gegeben.

Unter den Romanen tritt zuvörderst ein alter Bekannter auf: Wilhelm Segeler hat eins seiner ersten Werke, den 1898 erschienenen Roman „Sonnige Tage“ (Berlin, Egon Fleischel u. Co.), umgearbeitet, erfreulicherweise ohne ihm den Schimmer der Jugend zu nehmen, der das Beste dieses Werks ist. Wie ein junger, schwerblütiger Ostfrieser hin und her schwankt zwischen dem ererbten, nüchternen Beruf und einer Kunst, zu der ihm doch das volle Maß der Gaben fehlt, wie er, parallel mit diesem Kampf, den Konflikt zu Ende streiten muß zwischen einer aus der Kindheit ins junge Mannesleben hinüber geretteten norddeutschen Liebe und einer neuen, jäh aufflammenden südlichen Leidenschaft, das ist das Thema des Buchs; und das wird zum Dritten parallelisiert in dem Gegensatz zwischen der melancholischen, düstern oldenburgischen Heimat Heinrich Södings und dem blütenumkränzten, heitern, ganz in Sonne getauchten Gestade

des Genfer Sees. Wir fühlen den Pulsschlag einer kämpfenden, leidenden und liebenden Jugend durch dies Frühwerk Hegelers hindurch und freuen uns dessen.

Einer andern Jugendgabe, die ich jüngst hier als den Erstling eines viel versprechenden Talents rühmen durfte, den „Königsmieds“, hat der begabte Schweizer Felix Moeschlin ein zweites Buch folgen lassen, den Roman „Hermann Sitz“ (Berlin, Wiegandt u. Grieben). Moeschlin schreitet hier ganz andre Wege als in jenem Heimatroman, der in dem Schicksal einer bäuerlichen Familie mit Glück und Kraft typische Gestalten brachte. „Hermann Sitz“ geht mehr ins Individuelle, ist nicht mit so breitem Strich gezeichnet. Es ist Moeschlin durchaus geglückt, darzustellen, wie ein in seiner Kunst (der Architektur) gescheiter und begabter Mann dem Leben so naiv gegenübersteht, daß er von seiner Geliebten, dann seiner Frau aufs plumpste betrogen wird und durch eine seltsame Verkettung ihr doch wieder anheimfällt; wie er glaubt, durch ein Verbrechen von ihr und nun schon vom Leben befreit zu sein, im Traum alles bis zum Tode durchlebt und dann doch durch eine seltsame Verkettung günstiger Umstände befreit wieder ins Schaffen hinaustritt. Nur ist Moeschlin die Stärke der Gestaltung und Zusammenfassung nicht bis ans Ende treu geblieben, das Traumerlebnis über Gebühr ausgedehnt und dadurch die Ökonomie des Romans ungünstig verschoben. Merkwürdig war mir die Beobachtung, wie stark neuerdings der nun fünfundsiebzigjährige Carl Spitteler auf seine Landsleute einwirkt. Der Stil und die Art seines schönsten Profabuches „Zmago“ klingen deutlich durch Moeschlins Werk, wie durch das schwächere des Salensfeiners Paul Zlg „Der Landstörzer“ (gleichfalls bei Wiegandt u. Grieben erschienen), das leider, und gerade an wesentlichen Punkten, trotz der Schulung an Spitteler über die Konvention nicht hinausbringt.

Und in der Konvention sind auch die beiden Hamburger Ernst Eilers und Ewald Gerhard Seeliger stecken geblieben, der eine in der umfangreichen Gestaltung eines großen Stücks Hamburger Leben, „Haus Ellerbrook“ (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin), der andre in einem Roman aus seiner eigentlichen ostdeutschen Heimat, „Zurück zur Scholle“ (München, Georg Müller). Eilers, der erst sein zweites Buch gibt, besitzt eine ganze Menge kleinbürgerlichen hamburgischen Humors, der sich in dem alten, engen Gängeviertel der Stadt auskennt und einzelne hübsche Typen herauszubringen weiß — für die Gestaltung des großen Hamburger Lebens, das in den Schicksalen der Kaufherrenfamilie Ellerbrook mitspielt, fehlt es noch vor allem an der ausscheidenden, sich selbst beschränkenden künstlerischen Zucht. Das Bemühen, ein recht großes Stück hamburgischer Entwicklung aufzurollen, führt Eilers in seinem an sich lebenswürdigen und vielfach frischen Buche allzusehr in die Breite — ein Vorwurf, den man auch Seeliger diesmal nicht ersparen kann. Dieser arbeitet wohl zu rasch, und wenn ihm noch in seinem hübschen und eigenartigen Weltroman „Der Schrecken der Völker“ (gleichfalls bei der Concordia) mit leichten Mitteln guter Unterhaltung die immerhin nicht gewöhnliche Bezwingung eines phantastischen Stoffes, der Eroberung der Luft bis zur völligen Beherrschung der Welt, gelungen war — so bricht das Interesse an diesem oft recht glücklich humoristischen Unterhaltungsroman zu früh ab, und die allzu leichte Aneinanderreihung der Geschehnisse befriedigt nicht mehr. Ähnlich ergeht es einem unsrer besten Unterhaltungsschriftsteller, Fedor von Zobeltitz, in seinem neuen Buch

„Friedel Halb-Süß“ (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Auch hier wird alles zu lang, und das Interesse an den flott gezeichneten Gestalten ermattet zu früh.

Wollen Seeliger und Zobeltig vor allem unterhalten, so geht der vortreffliche Heinrich Sohnrey in seinen Büchern zugleich immer auf Erziehung aus, und seine höchsten Leistungen charakterisieren sich gerade durch die vollendete Vereinigung der Tendenz mit der künstlerischen Darstellung. Bei seinem neuesten Buch „Grete Lenz, Leben und Erlebnisse eines Großstadtkindes“ (Dresden, Wilhelm Baensch) ist freilich das Künstlerische rückständig geblieben. Die anmutige Gestalt, die er hier seinem Landkind Friedesinchen an die Seite stellt, soll soziales Interesse erwecken und tut das auch in vollem Maß, aber wir sind doch geneigt, das Ganze rein als wertvolles Dokument sozialer Erfahrungen zu betrachten und die literarische Wertung mehr auszuschneiden, als das bei früheren Büchern Sohnreys nötig war. Der Mensch, der hinter dem Buch steht, ist uns wertvoll und lieb, der Dichter hat uns diesmal wenig zu sagen, will das vielleicht auch nicht.

Wenn Schriftsteller Romanen, deren Stoff ihnen ans Herz gewachsen ist, und deren Erfolg sie erfreut hat, Fortsetzungen geben, so pflegt dabei selten etwas dem ersten Teil Gleichwertiges herauszukommen — wir haben das bei dem zweiten Teil von Otto Ernsts „Alsmus Semper“ und bei Georg Hermanns „Henriette Jacoby“, der Fortsetzung von „Tettchen Gebert“, erlebt. Auch „Rudolf und Camilla“ von Auguste Hauschner (Berlin, Egon Fleischel u. Co.), eine Fortsetzung der hier angezeigten „Familie Lowositz“, steht unter dem ersten Teil. Abgesehen davon, daß diesem zweiten, in Berlin spielenden Roman der Reiz des Originellen fehlt, den der erste mit seinem Prager Milieu, der deutsch-jüdisch-tschechischen Mischung des Lebens, bot, ist auch die Entwicklung der Helden nicht bedeutend und eigenartig genug, uns weiter zu fesseln. Wenn, wie ich damals hervorhob, Rudolf Lowositz immer nur als Getriebener und nie als Handelnder erscheint, so verstärkt sich dieser Eindruck hier noch, und der Held erreicht das Schlimmste, was einem Verfasser begegnen kann: er wird uns unangenehm, ohne uns dabei irgendwie zu erwärmen oder auch nur zu interessieren. In der Milieuschilderung eines Berliner Pensionats zeigt sich scharfe weibliche Beobachtung, die freilich vor dem Salon eines Zeitungsverlegers versagt und alles ins Übergrelle verzerrt — aber auch diese Eigenschaft hebt das Buch nicht genügend, daß wir es als notwendige Ergänzung des ersten Teils empfinden müßten.

Hermann Stegemann erzählende Kunst ist langsam gereift; nach konventionellen Büchern seiner ersten Jahre hat er in Prosa und Vers immer Selbständigeres und Gehalteneres geboten. Sein neues Buch „Reisende Becher“ (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) setzt glänzend ein und führt den Gang der Ereignisse zunächst sicher von Höhe zu Höhe. Herzenskämpfe, die sich innerhalb des politischen Streits einer Schweizer Kantonalstadt entfalten, halten uns fest, hellbunte Charaktere treten heraus, Mann und Frau, der emporgestiegene Demokrat, der das patrizische Geschlecht der Gattin vom kurulischen Sessel stößt. Aber leider ist das Thema des Buchs nicht künstlerisch festgehalten, der schöne Gedanke der reisenden Becher, die von der Herrenbank nun bis zum Ärmsten und Letzten herumgehen und jedem seinen Schluck kredenzen sollen. Aus dem breiten, mit echten Farben gemalten Bilde des zwei Menschenleben umflutenden Familien- und Sozialromans ist schließlich ein reiner Individualroman geworden, und die Menschen,

die uns zuerst gerade wegen ihrer Stellung im Ganzen und der mit daraus erwachsenden Kämpfe angezogen haben, vermögen uns in ihrer Isolierung nicht mehr so zu packen. Wir möchten mit Recht auch weiter alles ausgerichtet sein auf den großen Kampf der Stände und Parteien innerhalb des Gemeinwesens und vermiffen im Ablauf dieser Schicksale die Einordnung, die Titel und Thema des Buches im Anfang verheißen und bewährt haben.

Der bedeutendste Roman, der mir in letzter Zeit vorgekommen ist, ist ohne Zweifel „Lori Graff“ von dem Tiroler Hans von Hoffensthal (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Das Werk behandelt an dem Schicksal einer schönen jungen Frau zugleich ein allgemeines Problem von tiefster Tragik, die unverschuldete Ansteckung eines jungen Lebens in der Ehe mit unheilbarer Krankheit. Der Konflikt wird dadurch ganz über das gewöhnliche Niveau erhoben, daß der Mann nicht etwa nach einem wüsten Leben in die Ehe mit einem reinen Mädchen tritt, sondern selbst fast so unschuldig erscheint wie sie. Und nun vollendet sich das trübe Schicksal zweier liebenswerten Menschen unter dem Fluch einer unentrinnbaren Krankheit, ohne daß doch ein häßliches Wort fiele, ohne daß das medizinische Thema das künstlerische Konzept verrückte — es ist alles gewissermaßen in Effi-Briest-Tönen geschrieben, wie denn Lori Graff viel von der Zartheit jener schönen Fontaneschen Frauengestalt besitz. Und gerade darum ergreift uns mit der Reinheit des künstlerischen Eindrucks zugleich so tief die allgemeine menschliche Tragik, deren Darstellung den Arzt in Hans von Hoffensthal mit dem Schriftsteller in ihm verknüpft. Wir haben Hans von Hoffensthal nicht nur ein nachdenkliches und schönes, sondern auch ein im tiefen Sinne zur Wirkung über den Augenblick hinaus bestimmtes Werk zu danken.

Von zwei vor der Vollendung Verstorbenen empfangen wir Grüße von jenseits des Grabes. Als einleitenden Band zu einer Ausgabe seiner „Gesammelten poetischen Werke“ geben Marie Luise Becker und Karl von Levetzow einen Band heraus, der „Wolfgang Kirchbach in seiner Zeit“ zeigt (München, Georg D. W. Callwey). Der historisch nicht eben sonderlich gut geordnete Band bringt eine Fülle von Essays und Briefen aus dem bewegten Leben Wolfgang Kirchbachs, das doppelt bewegt war durch Kirchbachs eigne künstlerische und religiöse Arbeit und durch die Umwälzung unsrer literarischen Zustände während seiner jungen-Mannesjahre. Ein Mensch, der mit heller Leidenschaft Kunst und Leben anfaßt, der sich früh gewöhnt, ästhetisch tief nachzudenken, blickt uns aus diesen Seiten an, deren Inhalt auf eine schier unerschöpfliche Fülle von Dichtungen und andern Arbeiten Kirchbachs weist. Sehr viel Kluges, natürlich auch sehr viel Anfechtbares (z. B. einmal ein Vergleich zwischen Zola, Spielhagen und Heyse) wird da laut, und mit am interessantesten ist Kirchbachs Briefwechsel mit damals jungen Dichtern, deren erste Gänge er begleitet, z. B. mit Richard Dehmel. — Ob aber Otto Julius Bierbaum ein Gefallen geschewn ist mit dem Buche „Reife Früchte vom Bierbaum“, das Fritz Droop, Bierbaums Freund (bei Philipp Reclam jun. in Leipzig) herausgegeben hat? Es ist eine Art Vermächtnis von Bierbaum, der sich der Absicht und der Zusammenstellung gefreut hat. Und dennoch meine ich, daß ein Überblick über das hier Gesammelte nicht das erreicht, was doch dem Herausgeber erwünscht war: einmal im Auszug den ganzen Bierbaum zu zeigen, dann aber die Lust an weiterer Beschäftigung mit dem Dichter zu wecken. Droop hätte viel mehr aus den ältern

Werken, insbesondere auch aus der ältern Lyrik Bierbaums auswählen sollen, Gedichte wie „Lyrikerasten“, „Schwein und Pfau“, „Gott sei Dank!“ haben doch wirklich kaum den Lesenswert eines Tages, geschweige denn, daß sie ihren Verfasser überdauern können. Und auch in der Prosa, abgesehen vielleicht von „Annemargret und die drei Junggesellen“, ist nichts, was bei der Sichtung von Bierbaums breitem Schaffen als besonders wertvoll auffallen müßte. Freilich nimmt Droop von vornherein den Standpunkt viel zu hoch und nennt Silencron, Bierbaum und Hartleben ruhig nebeneinander. So mag ihm denn vielleicht Bierbaums ganzes Werk so bedeutend erscheinen, daß es eine Auswahl dieser Art vertragen kann. Mir scheint, daß unter den nicht eben vielen reifen Früchten Bierbaums ganz andre sind als die hier gepflückten.

Dem achtzigjährigen Friedrich Spielhagen gilt eine Biographie, die Doktor Hans Henning geschrieben hat (Leipzig, V. Staackmann). Das Werk enthält recht anschaulich Spielhagens Leben, das der Dichter selbst ja in „Sinder und Erfinder“ nur bis zu dem Beginn seiner Erfolge, dem endgültigen Übergang zur Literatur, beschrieben hat. Sehr hübsch bringt es den uns heute nur noch historisch verständlichen ungeheuren Erfolg der „Problematischen Naturen“ und anderer früher Werke Spielhagens heraus. Wenn sich aber Henning auch bemüht, jedem Überschwang fern zu bleiben, und die Schwächen mancher Spielhagenschen Werke nicht verschweigt, so erreicht er doch nicht die Höhe der ästhetischen und historischen Anschauung, von der allein sich das ganze Lebenswerk Spielhagens in seinen großen Vorzügen und seinen zeitlichen Schwächen überschauen und werten läßt. Ein Roman wie „Stumme des Himmels“, außer der „Sturmflut“ sicherlich Spielhagens beste und reifste Schöpfung, müßte in diesem Zusammenhang viel ausführlicher analysiert und ganz anders gewürdigt werden. So wenig, wie es richtig ist, daß Rudolf Lindau von Spielhagen gelernt und ihn nachgeahmt hat (ich vermute, daß Henning hier blindlings der in diesem Punkte falschen Darstellung von Adolf Bartels folgt), so wenig ist es richtig, daß man bei Georg von Dmpteda oder gar bei Gerhart Hauptmann und Arthur Schnitzler Spuren Spielhagenschen Einflusses findet. Henning hätte da das literarische Bild Spielhagens innerhalb unsrer Literaturgeschichte viel schärfer und eingehender herausarbeiten müssen und dann gefunden, daß zwar Kreßer und Sudermann, Ernst und Beyerlein und mancher Ältere mit Recht als im Gefolge Spielhagens gehend charakterisiert ist, daß aber der Weg des reinen Naturalismus so gut wie der Rudolf Lindaus in seinem noch dem frühen Realismus der fünfziger und sechziger Jahre angehörigen Stil ganz unberührt von Spielhagen neben der andern Entwicklung entlang führt.

Zum Schluß will ich von drei gleichzeitig erschienenen Essay-Büchern zur neuern Literatur sprechen, von Josef Hofmüllers „Zeitgenossen“ (München, Süddeutsche Monatshefte), Kurt Martens „Literatur in Deutschland“ (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) und Herbert Eulenburgs „Schattenbildern“ (Berlin, Bruno Cassirer). Das ästhetisch bedeutendste dieser Bücher ist das von Hofmüller. Er hat nicht nur sehr viel, auch außerhalb der deutschen Dichtung, gelesen und aufgenommen, sondern geht auch am meisten in die Tiefe. So gelingt ihm zum Beispiel eine ungewöhnlich glänzende Charakteristik Wilhelm Buschs, dessen furchtbare negative Seite er glücklich hervorhebt, so auch an seinem Teil das Bild des gemüthlichen Großpapas zerstörend, das viele oberflächliche Beobachter

von diesem großen Künstler bewahren. Und ebenso vortrefflich ist der große Lebensroman „Hans im Glück“ des Dänen Henrik Pontoppidan gewürdigt und analysiert. Was aber an dem Buche auf der andern Seite abstößt und empört, ist der Ton, in dem etwa über Gerhart Hauptmann gesprochen wird. Auch wer, wie ich, in Hauptmann nicht einen etwa Hebbel ebenbürtigen Dramatiker sieht (und wer täte das heute noch?), muß abgestoßen werden durch die höhnische Art, in der hier nicht nur das völlig Falsche, sondern auch gelegentlich das ästhetisch Richtige vorgebracht wird. Wenn Hofmiller so etwas von einem Norddeutschen läse, so würde er dafür wahrscheinlich den Ausdruck „Berliner Schnoddrigkeit“ oder etwas ähnliches haben. Und wie kann ein auf anderm Gebiet ästhetisch so sicherer Mann völlig verkennen, daß Gerhart Hauptmann in vielem, und gerade in seinen Schwächen, doch auch wieder der Dramatiker unsrer Zeit ist, in dem feiner und reiner als in andern Kampf und Krampf jäter Übergangstage vibrieren.

Die Auffätze von Kurt Martens bringen, wie bei diesem begabten, aber fühlen Schriftsteller selbstverständlich, manche feine Bemerkung — die Gesamtanschauung der deutschen Literatur der Gegenwart muß ich freilich als haltlos bestreiten. Martens macht sich ein Schema von sieben Kammern, in die er die deutsche Dichtung der Gegenwart sperrt, und stellt da zum Beispiel Wilhelm Raabe und Friedrich Spielhagen, Richard Voß und Isolde Kurz unter der Überschrift „Tradition und Selbstbeschränkung“ nebeneinander. Auf der Seite vorher spricht er von historischen Romanen, darunter von E. von Handel-Manzetti, und fährt dann fort: „von höherem künstlerischem Wert verschiedene Kulturromane.“ Dann folgen Georg Hermann, Rudolf Hans Bartsch und andre. Sollte man nicht bezweifeln, daß Martens „Jesse und Maria“, dies tief psychologische Werk, überhaupt gelesen hat?

Herbert Eulenberg's „Schattenbilder“ sind meist Theaterreden, die er bei den literarischen Matineen des Düsseldorfer Schauspielhauses gehalten hat. Daß ein so begabter Dramatiker wie Eulenberg dabei in der Zeichnung einzelner Gestalten, zum Beispiel Clemens Brentano's, schöne Worte findet, sei dankbar erwähnt, aber sollte er wirklich in Buchform drucken lassen, daß zum Beispiel zwischen Hans Sachs und Lessing Gryphius der einzige gebildete Mensch und Dichter von bleibender Bedeutung gewesen ist, der sich mit dem deutschen Theater und damit mit unsrer Kultur befaßt hat, sollte er wirklich drucken lassen, daß Sachsen, Schwaben und Schlesiern vor allem unsrem Vaterlande in der Literatur, der Philosophie, in der Kunst und den Wissenschaften die führenden Geister gegeben haben? Weiß Eulenberg nichts von Kant, Herder und Hoffmann? Als Auftakt zu einer Matinee mag das alles leidlich scheinen. Wenn aber Eulenberg solche Arbeiten als Buch sammelt und mit einer vielversprechenden Vorrede, nicht ohne den üblichen Tritt gegen die Kritiker, herausgibt, so darf man denn doch einige Ansprüche erheben und wird ruhig feststellen müssen, daß selbst bescheidene Forderungen hier nicht zu ihrem Rechte gekommen sind.

Heinrich Spiero

